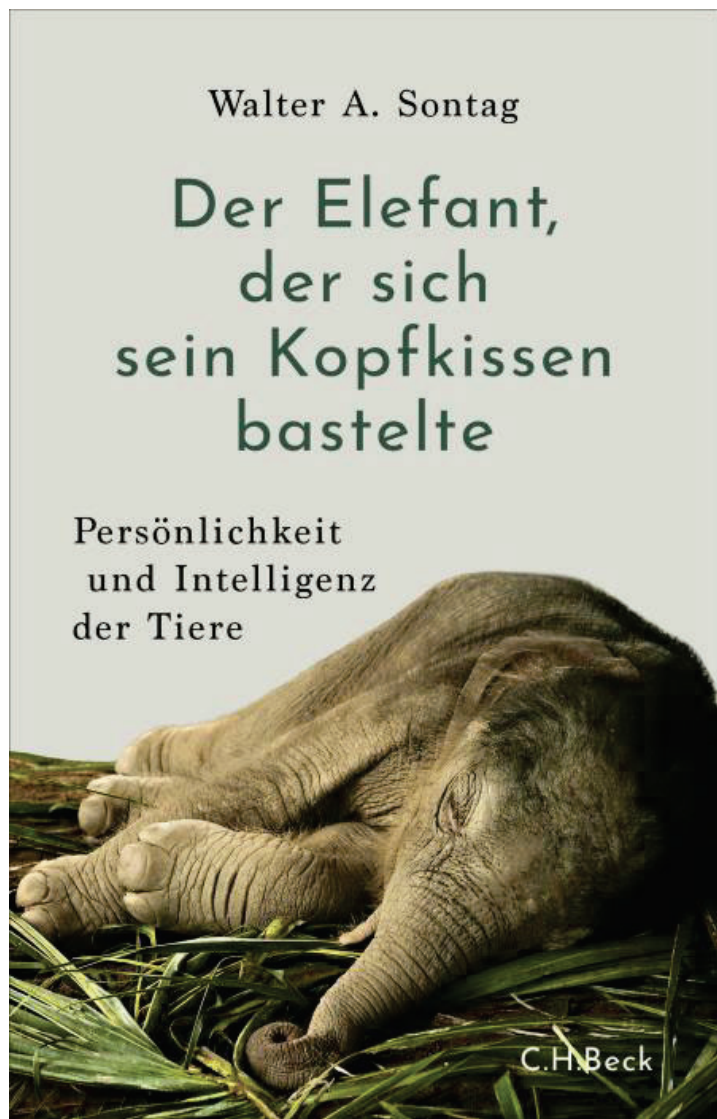


Unverkäufliche Leseprobe



Walter A. Sontag

Der Elefant, der sich sein Kopfkissen bastelte

Persönlichkeit und Intelligenz der Tiere

2026. 348 S., mit 32 überwiegend farbigen Abbildungen
ISBN 978-3-406-84690-8

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/40354004>

Walter A. Sontag

Der Elefant,
der sich
sein Kopfkissen
bastelte

Walter A. Sontag

Der Elefant,
der sich
sein Kopfkissen
bastelte

Persönlichkeit
und Intelligenz
der Tiere

C.H.Beck

Mit 32 überwiegend farbigen Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Laila Fries
Umschlagabbildung: © Katie Hollamby/pexels
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 84690 8

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Inhalt

Einführung: Der lange Weg zum Tier	7
------------------------------------	---

1. TEIL

Tiere, die unbekanntes Wesen

— 17 —

1 Alltag der Tiere	19
2 Was Tiere antreibt	35
3 Was und wie Tiere lernen	49
4 Zeit ist der Schlüssel des Lebens	61

2. TEIL

Tiere sind Persönlichkeiten

— 79 —

5 Pionier einer neuen Tierpsychologie: Heini Hediger	81
6 Mit Cleverness kommt man durchs Leben	97
7 Auf dem Weg zur Individualität	112
8 Abwehr und Allianzen über Gattungsgrenzen	130

3. TEIL

Tierische Vernunft

— 145 —

9	Tiere im Umgang mit ihresgleichen und mit Menschen	147
10	Genossen und gelehrige Schüler des Menschen	163
11	Gruppenleben: Mitreißen, Abwehren, Übernehmen	181
12	Kleine tierische Metaphysik	199

4. TEIL

Triumph der Individualität

— 217 —

13	Varianten der Intelligenz	219
14	Freiheit und Schönheit	239
15	Die Temperamente der Tiere	256
16	Gipfel der Tierpsychologie	273
	Dank	283
	Anmerkungen	287
	Verwendete Literatur	308
	Bildnachweis	332
	Personenregister	333
	Tiernamenverzeichnis	337

EINFÜHRUNG

Der lange Weg zum Tier

Wer Hundebesitzern beim Plausch über ihre treuen Begleiter zuhört, wird schwerlich an einer Art Seelenleben der Vierbeiner zweifeln können. Und sollte man etwa als Parkgänger oder Jogger ein Herrchen im traulichen Gemurmel oder «Zwiegespräch» mit seinem Untertan ertappen, wird man der gezähmten Kreatur ein Innenleben erst recht nicht abzusprechen wagen. Gleiches gilt, wenn sich Katzenhalter über die Charakterzüge «ihrer» Katze auslassen und womöglich ähnliche Befindlichkeiten an der eigenen Person zu erkennen glauben. Wer wollte da noch die psychische Sensibilität der schnurrenden Wohnungsgenossen und potenziellen Mäusejäger infrage stellen?

Die Wissenschaft allerdings hält sich in derlei Fragen bedeckt. Gerade Zoologen tun sich schwer mit einem Urteil auf diesem Terrain, das aus ihrer Sicht geradezu eine Spielwiese der Spekulation darstellt. Erst recht, wenn es nicht um Haus- oder womöglich Heimtiere, sondern um wilde Tiere aller Sorten geht. So wollte sich Konrad Lorenz, Hundehalter, Vogelfreund und ausgewiesener Aquarianer, dezidiert nicht auf solches Glatteis begeben. Für ihn stellte sich die Frage nach der tierischen Erlebnisfähigkeit ausdrücklich als Teil des aus seiner Sicht prinzipiell unlösbaren Leib-Seele-Problems dar.

Bis heute suchen Forscher seines Schlages einen Ausweg, um sich dem Wesen eines Tiers zu nähern. Sie betrachten das Verhalten ihrer «Untersuchungsobjekte» rein äußerlich, aber exakt und im Detail. Dabei verzichteten sie auf jegliche vermenschlichende Etikettierung der beobachteten Verhaltensweisen. Am Ende steht eine Liste obser-

vierter Gebärden, Bewegungsabläufe und Lautäußerungen. Die «innere Befindlichkeit» der Dohlen, Kormorane, Cichliden, überhaupt jeder tierischen Kreatur bleibt den Ethologen hingegen weiterhin verschlossen, eine *Black Box* also.

Demgegenüber noch eingeschränkter und viel radikaler verfuhr die große Schule der amerikanischen Psychologen von Thorndike bis Skinner. Hatten die europäisch dominierten Verhaltensbiologen stets das Gesamte/die Totalität eines Tiers bzw. einer Tierart und damit auch dessen Habitat und Lebensumstände im Blick, arbeiteten deren amerikanische Antipoden im kargen, vollkommen verarmten «Lebensraum» des Labors. Bis heute betrachten sie ihre «Versuchstiere», bezeichnenderweise vor allem Ratten und Haustauben, einzig unter dem Gesichtspunkt seelenloser Reizeempfänger und Reaktionsapparate. Deren Fertigkeiten werden mit Vorliebe auf Hebeldrücken und Belohnungspicken reduziert. Kurz, die so ins Visier genommenen Individuen repräsentieren nichts anderes als Lernmaschinen aus Fleisch und Blut.

Ironischerweise trug jedoch gerade dieses rigide Vorgehen in den letzten Jahren entscheidend zum besseren Verständnis der Tiere bei – verbunden mit dem Aufstieg der modernen Verhaltensökologie. Die getesteten Schützlinge wurden zunehmend als Subjekte wahrgenommen, die beispielsweise Artgenossen beobachten und dadurch lernen können. Zunehmend gelangten andere Spezies, auch freilebende, etwa Stare, in den Fokus kognitiv orientierter Experimentatoren. Wie treffen Stare Entscheidungen zwischen unterschiedlichen Nahrungsquellen? Welche Rolle spielen dabei Zeitwahrnehmung, Nahrungsdichte, Nahrungsqualität oder mögliche Konkurrenten?

Unbestritten sind unsere Kenntnisse gerade über wild lebende Organismen gewaltig gewachsen. Entscheidende Impulse für den Einblick in die tierische Existenz in ihrer Gesamtheit lieferten und liefern einerseits komplexe Experimente im künstlichen Umfeld, andererseits die Freilandforschung an großen, gewissermaßen spekta-

kulären Tieren. Als George B. Schaller seine bahnbrechenden Studien an Berggorillas begann, leitete er die moderne Feldforschung ein. Auge in Auge ließen die größten Menschenaffen den jungen Eindringling bei seinen Beobachtungen gewähren. Die vermeintlich wilden Ungeheuer entpuppten sich als gelassene Riesen mit geordnetem Gruppenleben. Später demonstrierte der amerikanische Zoologe sein Können in Studien in Indien an Tigern, in der Serengeti an Löwen und im chinesischen Sichuan am Großen Panda. Kurz nach Schallers Initialzündung nahm die britische Nicht-Zoologin Jane Goodall ihre Untersuchungen an den Schimpansen des Gombe-Waldes auf. Sie beobachtete nicht nur ihre Schimpansen, sie lebte mit ihnen. Bald sollten den beiden Kultforschern scharenweise Biologen folgen, die in den unterschiedlichsten Lebensräumen der Erde detaillierte Freilandstudien an einzelnen Tierspezies vornahmen. In die Arbeiten der neuen Forschergenerationen flossen vor allem die Thesen der Soziobiologie ein. Damit rückte das einzelne Tier, also das Individuum, ohne Einschränkung ins Zentrum der Evolutionsbiologie. Diese Sicht revolutionierte die klassische Verhaltensforschung: Die Lorenzsche Vorstellung von der Arterhaltung als Motiv tierischen Verhaltens war passé.

Ein frühes Aufflackern analytischer Freilandstudien hatte es in den Tropen bereits in den 1930er Jahren gegeben. Es war Clarence R. Carpenter, der zunächst auf einer panamesischen Insel den Spuren des Mantelbrüllaffen folgte. Später widmete er sich für einige Monate dem Familienleben der Gibbons im Norden Thailands, das damals noch Siam hieß. Während Carpenter für die Ablösung des Typs des schießfreudigen Naturforschers steht, geht Jane Goodall sogar noch über die präzise Erfassung des Verhaltens der ansässigen Schimpansen-Community hinaus. Sie schilderte auch ihre emotionalen Eindrücke von den beobachteten Akteuren. Von Theorien und Wissenschaftsideologie unverdorben, leistete sie sich intuitiv den Luxus, die Gombe-Schimpansen nicht als Exemplare einer Art zu sehen, sondern als eigenständige Individuen.

Der zweite grundlegend neue Ansatz zum Begreifen, was ein Tier in seinem gesamten Wesen ausmacht, begann mit jungen Schimpansen, die beim Menschen aufwuchsen. In der direkten Kommunikation erhoffte man sich Auskünfte über ihre geistigen Möglichkeiten. Das reichte bis zur Verwendung der Taubstummensprache und Symbolsprache. Dieser Forschungsansatz wurde schließlich auf Vögel ausgedehnt. Regelrechten Ruhm erlangte dabei *Alex*, ein sprechbegabter Graupapagei. In die Kette raffinierter Experimente reihen sich auch die Versuche mit Spiegeln bei Tieren ein.

In Summe machte die Verhaltensbiologie also enorme Fortschritte, besonders auffällig im neuen Millennium und geradezu spektakulär in den vergangenen zehn Jahren. Gestützt auf raffinierte molekulare Techniken, Digitalisierung und ausgeklügelte statistische Methoden leisteten Neuro- und Soziobiologen sowie Verhaltensökologen ganze Arbeit. Von bewundernswerter Eleganz zeugen insbesondere viele der neu entworfenen Experimente zur Intelligenz, überhaupt zu den mentalen Möglichkeiten der Tiere, seien es nun Paviane, Elefanten, Krähen oder Schimpansen. Selbst das Thema der emotionalen Regungen bedeutet nun kein Tabu mehr. Und dahinter lauert die Diskussion über Bewusstsein und Ich-Begriff, Leiden und Glücksempfindung bei Tieren – in Zeiten des zunehmenden Tierschutzengagements ist dieses Thema von regelrecht gefährlicher Brisanz. Wie steht es zumal mit der Schmerzempfindung, die wirbellosen Organismen eingeschlossen? Dazu liegen neuerdings begründete Belege bei Oktopussen vor. Das sind alles Fragestellungen, deren Untersuchung oder gar mögliche Lösung in den exakten Wissenschaften einst kaum vorstellbar erschien. Doch mittlerweile gehören sie wie selbstverständlich zum Tableau seriöser Forschung.

Zu den Höhepunkten zählen aktuell Untersuchungen, die das Wissen eines Tieres auf die Probe stellen. Inwieweit wissen die Mitglieder einer Gruppe über ihre Artgenossen Bescheid, womöglich über deren Befindlichkeiten, gar empathisch? Oder: Zweifeln Tiere? Und falls: Wie weit sind derartige Fähigkeiten im Tierreich verbreitet

oder bestimmten Spezies vorbehalten, vielleicht sogar nur einigen Individuen?

Aber hat bei derartigen Erkenntnissprüngen die Rede vom Tier als einem letztlich unergründlichen Geschöpf überhaupt noch Geltung? Oder hat das Lorenzsche Tabu seine Berechtigung längst verloren? Vor Jahrzehnten hatten einzelne Vordenker das ethologische Ausschlussprinzip bereits in Zweifel gezogen: namentlich Heini Hediger in Europa und Donald R. Griffin in den USA. Hohe Gedächtnisleistungen, Werkzeuggebrauch, ganz zu schweigen von differenziertem Sozialverhalten – das alles sind schließlich unbestreitbare Fakten bei Tier und Mensch.

Rein äußerlich finden sich auch auf der «emotionalen Seite» Parallelen. Selbst Vertreter des behavioristischen Lagers hatten bald bemerkt, dass Tiere zum Beispiel Erwartungen haben. Ebenso entdeckten die frühesten Primatenforscher schnell, dass Enttäuschung und Klagen Schimpansen nicht fremd sind.

Und wie steht es mit all den Tieren, die uns weniger intelligent, weniger zugänglich erscheinen? Fröschen, Fischen, Hummeln, Ameisen und so fort. Auf solche Tiergruppen ging der Schweizer Zoologe Heini Hediger zu. Seit frühester Jugend hatte er unmittelbaren Kontakt mit sehr verschiedenen Spezies. Als Forschungsreisender und als Zoodirektor war er mit dem ganzen Variantenreichtum des Tierreichs konfrontiert, ja vertraut: Winkerkrabben, Schlangen, Flusspferden, symbiontisch an diesen weidenden Fischen und der ganzen Palette klassischer Zootiere. Aus dieser intimen Kenntnis heraus wurde er zum Vordenker, der auf eine umfassende Beurteilung der Tiere zielte, auch auf das Tier als potenziellen Bewusstseinträger. Zu seinen bevorzugten Forschungsthemen zählten das Spielverhalten der Tiere, ihr Umgang mit dem eigenen Schatten, die wechselseitige Beziehung zwischen ihnen und dem Menschen. Doppelsinnig trägt deshalb auch sein abschließendes Werk den Titel «Tiere verstehen». Damit ist die Sicht vorweggenommen, zu der neuerdings Rabenforscher gelangen. Offenbar vermögen eben auch etliche Tiere uns Menschen ein Stück weit einzuschätzen.



Wer beobachtet hier wen? Eine junge Beobachterin
und *Tilda*, ein Borneo-Orang-Utan im Zoo Köln, 1.7.2014.
Aufnahme: Ralf-Dietmar Klaus

In Hedigers tierpsychologischem Plädoyer ist ein Dutzend aussichtsreicher Themenbereiche genannt, sich dem wie immer gearteten «tierlichen» Bewusstsein zu nähern. Damit schließt sich der Kreis zur beschreibend-analytischen Verhaltenskunde.

Daneben setzte sich Hediger mit der Bedeutung der Schönheit unter Tieren auseinander, ein gegenwärtig herausragender Streitpunkt unter Evolutionsbiologen. Im Rahmen meiner eigenen Arbeit wurde ich immer wieder auf manche dieser Fragen gestoßen – tatsächlich ein Glück. Davon handelt dieses Buch. Eingebettet in die Fülle der Befunde aus der herkömmlichen bis modernsten Verhaltensbiologie und der Kognitionsforschung ergeben sie ein holistisches Bild von Tieren als Individuen – in diesem Sinne «Brüdern und Schwestern des Menschen».

Adrians Hunde oder Aufweichung eines Tabus

Mein Umgang mit Tieren begann im Kleinkindalter mit dem Sammeln von Schnecken und ihrer Einhegung in kleinen Festungen. Auch umhergackernde Hühner waren vor meinem Zugriff nicht sicher. Der Fang von krabbelnden Geschöpfen, Asseln und Regenwürmern schloss sich an. Bald trieb ich mich auf Feldern herum oder am nahen Bach. Tagpfauenauge, Kleiner Fuchs und gelegentlich sogar der Schwalbenschwanz bereicherten die spröde Umgebung. Feldhamster zählten damals zum selbstverständlichen Arteninventar. Ja, einer von ihnen bildete die Trophäe eines Streifzugs, die kurzzeitig bei mir daheim in einem Zirkuswägelchen unterkam.

Den entscheidenden Schub für meine «zoologische Existenz» erhielt ich freilich erst durch die Chance, Tiere unter fachlicher Anleitung zu beobachten. Die Aufenthalte in einem Zoo von Weltruf bedeuteten mir als jungem Schüler höchstes Glück. Der Zoo im nahe gelegenen Frankfurt mit seinem legendären Artenmix übte auf mich eine geradezu magische Anziehung aus. Auf wenigen Hektar tummelten sich zoologische Kostbarkeiten: vom Nebelparder bis zum Moschustier, Zebraducker und Mähnenwölfe, Wolltapire und Okapis, Blaustirn-Stelzenkrähen und so fort. Unvergesslich bleibt mir etwa eine ganze Schar Schuhschnäbel, Riesenvögel aus undurchdringlichen afrikanischen Sümpfen. Die klassischen Menschenaffen waren sämtlich in Zuchtgruppen vertreten – diese intelligenten Wesen hätte man nirgendwo sonst in Europa nebeneinander so studieren können. Im Umfeld der tiergärtnerischen *Cream of the crop* in Deutschland erlebte ich zugleich den Aufstieg der Ethologie, also der vergleichenden Verhaltensforschung. Ihr unbedingtes Dogma bedeutete ja, objektiv, jenseits aller Begeisterung, das Verhalten der Tiere unverfälscht und präzise zu erfassen, zu ergründen. Nach dieser Richtschnur fertigte ich die ersten Protokolle an. Gefühlsbedingte Mutmaßungen und spekulative Schlüsse waren demzufolge tabu – selbst wenn sich der gegenteilige Eindruck einmal aufdrängen sollte.

In diesem Geist entstanden auch die weiteren Aufzeichnungen, in erster Linie über tropische Vertreter der Starensippe, einer Vogelfamilie von über einhundert Arten. Etliche Individuen hatte ich jahrelang im Visier, und gelegentlich kamen mir Zweifel, ob der Aspekt eines möglichen individuellen Erlebens dieser Kreaturen nicht zu kurz kommt. Auch der Blick auf andere Tiere, mit denen ich es zu tun bekam, dürfte an diesem Wissenschaftsverständnis genagt haben. Eine ganze Reihe im Grunde gleichartiger Episoden im von mir geliebten Afrika ließen dann meine asketische Sicht auf unsere tierischen Begleiter bröckeln.

Während eines mehrwöchigen Aufenthalts im Ostkap wurde ich Zeuge eines Schauspiels, das die beiden Hunde meines Freundes regelmäßig boten. Nach getaner Institutsarbeit pflegten wir am Abend aus der Stadt herauszufahren, um uns im Freien, begleitet von den beiden Hunden, eine Stunde lang die Beine zu vertreten. Der eher langbeinige *Cormac* und sein kleinwüchsiges, robustes Pendant konnten hier den weiträumigen Auslauf genießen. In ihrem Zuhause gaben sie eher ruhige Genossen ab, obwohl ihnen ein großzügiges Gartenareal zur Verfügung stand. Was sich allerdings abspielte, als die beiden bemerkten, dass wir uns zum Ausflug in die «Wildnis» anschickten, ist kaum beschreibbar. Augenblicklich gerieten sie außer Rand und Band und stürmten an die Gartentür. Der außerhalb am Straßenrand bereitstehende Wagen musste sofort geöffnet werden. Geschah dies nicht, rasten die beiden voll überschäumender Energie die Straße entlang. Ungestüm, wie im Taumel, sausten sie im Wagen herum, über die Sitze, zum Lenkrad und so fort. Erst nach entschiedenem, lautem Befehl des Besitzers nahmen sie hinten Platz, hechelnd, den Blick nach draußen, gespannt und sozusagen «erwartungsvoll». Ganz offenkundig waren sie über die bevorstehende Abwechslung vom häuslichen Einerlei sofort im Bild oder hatten zumindest eine sehr konkrete Ahnung.

Meine beiläufigen, unbeabsichtigten Beobachtungen empfand ich zunehmend als Ausdruck eines Verhaltens- oder besser Lebens-

furors, der deutlich über einen puren mechanischen Ablauf hinausging. Das Tier als zwar kompliziertes, aber einzig und allein «technisch-steril» arbeitendes Uhrwerk? Adrians Hunde lieferten dagegen ein unwiderlegbares Argument. Mit anderen Worten: Ihre Verhaltensruptionen erweiterten meine Sicht auf das, was Tiere ausmacht oder zumindest in vielen Fällen ausmachen kann.

1. TEIL

**Tiere,
die unbekannten
Wesen**

KAPITEL 1

Alltag der Tiere

Ein Besuch im Tiergarten

Für viele ist und bleibt der Zoo der Ort einer ersten Begegnung mit einem größeren Tier – und für fast jeden unter uns lassen sich nirgendwo sonst als dort eine Unzahl vollkommen unterschiedlicher Tiere nebeneinander anschauen und beobachten: Vierbeiner, Zweibeiner, Beinlose und Vielbeiner, Geflügelte, Flossen- und Schuppenträger. Was sich hinter Gräben, Glas und Gittermaschen präsentiert, könnte kaum unterschiedlicher sein. Alles erscheint möglich von quirligen Luftakrobaten über vollendete Verbergungskünstler bis zu schnittigen Unterwasserjägern. Schon der sporadische Besucher kann einen Eindruck von der überbordenden Fülle tierlicher Lebensmodelle gewinnen. Noch viel mehr gilt dies für den regelmäßigen Zoogänger. Oft wird er genau dieselben Bewohner in ihren immergleichen Gehegen und Panoramen in ganz verschiedenen Situationen antreffen, vor allem wenn sein Besuch während unterschiedlicher Tageszeiten erfolgt.

Nicht nur, dass die Zoobewohner zwischen den täglichen Gewohnheiten wechseln, die unmittelbar sie selbst betreffen. Naturgemäß gehören dazu die Nahrungsaufnahme, Trinken und die Körperpflege, darunter etwa Wasser- und Regenbaden, Schlamm- und Sonnenbaden. Oft ruhen die Tiere lediglich, schlafen, dösen oder geben sich, wie Hirsche und Antilopen, dem Wiederkäuen hin. Andererseits gibt es ein Bewegungsbedürfnis, an dem sich Vertreter man-

cher Arten regelrecht «abarbeiten», etwa Schakale oder die putzigen Nasenbären.

Dynamik zeigt sich jedoch vor allem auch im Gruppenleben. So können Gehegegenossen Distanz halten oder sich gesellig formieren, vielleicht in körperlichem Kontakt oder sogar, wie unter etlichen Primaten üblich, aneinandergeduschelt. Mal findet man seine Lieblinge im Konflikt, um Rang, um Futter, um Artgenossen, mal ertappt man sie bei der Balz oder in der Brunft, bei Annäherungs- oder gar groben Vergewaltigungsversuchen. Und manche Ereignisse fallen ganz aus dem Rahmen, etwa die Geburt eines Jungtiers.

Zu derartigen Vorkommnissen zählt für mich ein Erlebnis in einem Tiergarten, in dem Vertreter der damals äußerst selten gepflegten Panzernashörner zu sehen waren. Augenscheinlich waren die mächtigen Tiere heftig aneinandergeraten, wobei einer der Akteure mit seinem Hautpanzer unter Donnergeräusch auf den Gehegeboden krachte. Erstaunlicherweise schien dies dem tonnenschweren Koloss nichts weiter anzuhaben. Die Ursache dieser – nennen wir es neutral – Interaktion war mir übrigens nicht klar: Handelte es sich um eine echte aggressive Auseinandersetzung, oder war es doch (eher) Spiel oder Teil eines Werbungsrituals? Während meines Tagesausflugs war ich ja nur zufällig hinzugekommen (und konnte nicht lange verweilen). Nebenbei unterstreicht dieser Fall, wie schwer tierische Verhaltensweisen oft einzuordnen sind und wie viel Sorgfalt zu einer zuverlässigen Deutung gehört. Jedenfalls erinnere ich mich mit einem gewissen Schauergefühl noch heute an dieses Ereignis.

Zweifellos entspricht der Alltag der Zoobewohner in den seltensten Fällen tatsächlich dem Leben, das ihre Artgenossen in freier Natur führen. Doch gilt diese Einschränkung nicht noch viel mehr für die übergroße Mehrheit der Katzen, Hunde, Meerschweinchen, Kanarienvögel und Goldhamster, die in unseren vier Wänden, zwischen Sofa und Bett ihr Dasein verbringen? Selbst dann, wenn manche von ihnen, womöglich an der Leine, an die frische Luft dürfen? Und erst recht trifft dies auf all die Geschöpfe zu, die für unser Wohl, für Leib

und Magen oder andere Forderungen in Käfigen und Ställen ihr Leben fristen. Aber umgekehrt: Wie würden wir wohl reagieren, wenn uns Löwe und Zebra im Zoo als Jäger und Gejagte geboten würden? Nein: Gut geführte Tiergärten gewähren einen ersten Einblick in die Vielschichtigkeit eines Tieres. Besonders deutlich wird dies bei den Primaten, vor allem den Menschenaffen. Viele Affenvertreter sind außerordentlich unruhige Genossen, toben herum oder beschäftigen sich mit dem verfügbaren Mobiliar. Nicht zuletzt sind es auch aufmerksame Beobachter. Oft sieht man sie bei der sozialen Fellpflege, dem sogenannten «grooming» – früher als Lausen bezeichnet. Sie scheinen laufend miteinander in Kontakt zu stehen. Überhaupt zeichnen sich die klassischen Zootierarten, in erster Linie Säuger, Vögel, nicht zu vergessen die Fische, durch ihre hohe Entwicklungsstufe aus. Sie verfügen über ein reiches optisches und akustisches Ausdrucksrepertoire, unterliegen unterschiedlichen Stimmungen und Bedürfnissen und sind grundsätzlich zu einer Vielzahl nuancierter Handlungsweisen fähig. Es ist diese Mischung, die seit jeher zahlreiche Verhaltensforscher in den Bann gezogen hat. So beruhen etliche Fortschritte in der Verhaltensbiologie (auch) auf Studien im Zoo. Dabei geht allerdings oft eine entscheidende Tatsache unter – ironischerweise wohl gerade, weil sie so selbstverständlich ist: Die angeführten Eigenschaften und Fähigkeiten sind in enormer Bandbreite sämtlich in *einem* Individuum vereint. Damit aber bieten diese Tiere alles, was das Herz eines jeden Tierfreunds höher schlagen lässt.

Langeweile kontra Überlebenskampf

Freilich vermögen selbst die intelligentesten Tiere ihre Potenziale nur in einer ihnen gemäßen Umgebung auszuleben. Raumangebot, Platzierung, Gestaltung und Ausstattung der Gehege müssen stimmen, vielfältige und abwechslungsreiche Kost muss geboten werden, Objekte zum Beschnuppern und Manipulieren müssen ausreichend zur Verfügung stehen. Bodengestaltung, natürliche Materialien, Laub

und Holz, werden sie genutzt, tragen wesentlich zur tiergerechten Atmosphäre bei. Bereits eine strukturierende Vegetation bereichert das künstliche Habitat um ein Stück Naturnähe. Großzügige Anlagen, wie das Leipziger Gondwanaland oder der Bogori-Wald im Frankfurter Zoo, geben sogar einen Vorgeschmack auf die Wildnis. Die Liste wohltuender Maßnahmen für Elefanten, Gazellen und ihre Schicksalsgenossen lässt sich mühelos verlängern, beispielsweise um gelegentliche Überraschungseffekte. Unter derartigen Voraussetzungen können Tiergärten eine grundsätzlich bestehende Lücke in der urbanen Kultur wenigstens notdürftig füllen.

Wir leben mittlerweile weitgehend in einer von Stein und Asphalt beherrschten Umwelt, unsere Gesellschaften sind von Technik und digitaler Hektik geprägt. Die komplexe Natur, dieses Lebensnetz mit unendlich vielen Organismen, existiert für uns oft nur noch auf dem Bildschirm. Womöglich nehmen wir sie gänzlich reduziert erst als Wetterkatastrophe, Sturmereignis, Hitze- oder Flutwelle zur Kenntnis; darin finden Tiere höchstens als Randfiguren, als Opfer oder Flüchtlinge Erwähnung. Tiergärten sollen uns dagegen helfen, einen Zugang zu den fremd gewordenen Kreaturen zu finden. Gerade die sogenannten wilden Tiere lassen sich auch nur annähernd begreifen, wenn wir unseren Blick für die vielen Facetten ihres Daseins schärfen.

Trotz aller – auch geglückten – Anstrengungen um Naturnähe: Das Zooleben wirkt reguliert und letztlich harmlos, nicht selten erscheint es uns als das gelangweilte Ausharren der Kreatur. Wie sieht dagegen die Existenz in Freiheit aus? Sie bedeutet hartes Ringen, vielfach sogar – mehr als wir glauben – ein Vegetieren am Existenzminimum und oftmals grausamer Alltag. Allerdings mögen die Herausforderungen jeweils sehr verschieden sein. Ob Gebirge oder Küsten, ob Nutzwald oder Wiesen, Bäche oder Hochsee, Wüste oder Meeresgrund, luftige Savannen oder undurchdringliche Urwälder: Überall lauern Fallen. Dabei ist jedes Tier in seinen Bedürfnissen und Eigenheiten erst oder am besten in der ihm gemäßen Umwelt zu verstehen. Eine eindrucksvolle Kostprobe bietet uns George B. Schallers Indien.

*Tage unter Tigern:
Leben in der Wildnis*

In breiter Front schreiten fünf Elefanten langsam durch das gelbe Sumpfgas. Ringsum hohes Schilf, schimmernder Sumpf und Tümpel. Plötzlich peitscht das Wasser auf und schwanken die Halme. Vor den Augen der Mahouts galoppiert eine Herde von Barasinghas davon, mehr als fünfhundert Hirsche von Rotwildgröße, einen Moment lang ein Riesenpulk, dann getrennt in mehreren Schängellinien. «Ich tat einen flüchtigen Blick in die Vergangenheit – eine Vision des Indiens, wie es vor hundert und mehr Jahren war», so George B. Schallers Worte vor über fünfzig Jahren über seinen Ausritt im Kheri Forest.¹ Offenbar war schon damals freie, unversehrte Natur auf dem indischen Subkontinent eine Rarität.²

Schaller suchte einen Ort, wo Barasinghas und Axishirsche, Gaur und Lippenbären ihren Lebensraum mit Tigern und anderen Beutegreifern teilten. Im Grasdschungel des Kanha-Nationalparks in Zentralindien wurde er fündig. Nie zuvor hatte sich ein Naturforscher das Ziel gesetzt, der verborgenen Lebensweise der gestreiften Raubkatze möglichst umfassend auf die Spur zu kommen, das Familienleben eingeschlossen. Schaller folgte ihr auf Schritt und Tritt, soweit dies überhaupt möglich war. Neunundsiebzigmal ließen sich Tiger beim Umherstreifen oder bei der Jagd observieren, meistens in der Nacht. Nur jede fünfte dieser Beobachtungen fand zwischen 8 und 16 Uhr statt. Forststraßen und trockengefallene Flussläufe bildeten beliebte Pirschrouten; sie ermöglichten den geschmeidigen Tieren die leichte und geräuscharme Fortbewegung. Doch die allermeisten Jagdversuche scheiterten. Nur ein einziges Mal gelang es dem jungen Deutschamerikaner, eine Pirsch mit erfolgreichem Abschluss zu beobachten. Nach Schallers Schätzung waren mindestens zwanzig Versuche nötig, bis der Jagdeifer zum Erfolg führte.

Tiger legen auf den nächtlichen Beutezügen beträchtliche Entfernungen zurück. Das ist auch die Zeit, in der die Huftiere, also die

wichtigsten Beutearten ihre größte Aktivität zeigen, denn sie äsen hauptsächlich in der Dunkelheit. Allerdings gibt es zwischen den Arten auch gewisse Unterschiede. So widmen sich Axishirsche besonders in den zwei Stunden nach Sonnenaufgang der Nahrungssuche. Die gefleckten Tiere stellen im Kanha die Lieblingsbeute des Tigers dar. Danach erst folgt der Sambar, der größte Geweihträger Südostasiens. Dieser kastanienbraun bis schwärzlich gefärbte Hirschvertreter verbringt die meiste Zeit zurückgezogen im Wald und lässt sich weniger im offenen Gelände blicken als der Axishirsch. Aus dem allgemeinen Muster fällt die sonnenhungrige Hirschziegenantilope heraus; diese schlanke, eher tagaktive Spezies sah Schaller niemals trinken, nicht einmal in den heißesten Monaten. Die große Grassavanne im Parkzentrum gab dem Zoologen in idealer Weise die Chance, die Gewohnheiten der großen potenziellen Beutetiere des Tigers zu vergleichen. Damit machte er sich ein Bild von ihren räumlichen Vorlieben und von der Verteilung ihrer Aktivitäts- und Ruhephasen über Tag und Nacht, Morgen- und Abenddämmerung. Mit dieser Raum-Zeit-Struktur war auch der Rahmen für den Alltag der untersuchten Arten weitgehend abgesteckt. Grundsätzlich sind derartige Pflanzenfresser einem hohen Gefährdungsdruck ausgesetzt. In Schallers Untersuchungsgebiet fiel innerhalb eines Jahres allein unter den Axishirschen knapp die Hälfte aller Kälber Fressfeinden (Prädatoren) zum Opfer und immerhin ein Fünftel der Jährlinge und erwachsenen Individuen. Daher müssen sich die Huftiere fortwährend gegen Beutegreifer wappnen. Dem entsprechen offenbar eine hohe Aufmerksamkeit und das effiziente Wahrnehmungsvermögen, vor allem über das Gehör und den Geruchssinn. Doch wie wirken sich umgekehrt taktische Vorsorge, Fluchtverhalten und Scheu der Pflanzenfresser auf die Jagdweise ihrer «Gegenspieler» aus?

Bei der Pirsch gehen Tiger außerordentlich behutsam vor und vermeiden so möglichst, vorzeitig von potenziellen Opfern entdeckt zu werden. Die Vorsicht ist allerdings auch aus anderen Gründen angebracht, denn Tiger sind keineswegs vor Verletzungen sicher. Schal-

ler beschreibt, wie eine Tigerin einen Gaubullen ins Visier nahm, aber schließlich von einem Angriff absah. Offensichtlich hatte sie das gewaltige Tier eingeschätzt und eine Attacke als zu risikoreich befunden. Vollerwachsen können die männlichen Vertreter dieses Wildrinds ohne Weiteres 700 Kilogramm und mehr auf die Waage bringen. Auch beim Aufeinandertreffen mit viel kleineren Tieren zeigt sich die Verletzbarkeit der Großkatze. W. Connell berichtet über einen Fall, bei dem ein Rothund-Rudel einen Tiger angriff.³ Diese in Verbänden jagenden Raubsäuger wiegen nur rund zwanzig Kilo. Die ungleichen Tiere lieferten sich einen Kampf buchstäblich auf Leben und Tod. Am Ende vertilgten die Rothunde den viel größeren Beutegreifer; allerdings hatten zwölf Mitglieder der Rotte ihr Leben gelassen.

Rothunde gehören an sich ebenfalls zum Ökosystem des Kanha. Doch kurz vor Schallers Untersuchungen waren diese Beutegreifer aus unbekannter Ursache verschwunden. Mittlerweile streifen sie wieder durch den Park.⁴

Ökosysteme sind im Normalfall keineswegs unveränderlich; vielmehr unterliegen ihre Lebensgemeinschaften ständigem Wandel. Zudem stellte das Kanha-Reservat bereits zu Schallers Zeiten kein unberührtes Biom dar, längst war es vom menschlichen Einfluss gezeichnet. So gab es in den Grenzen des Parks sogar fünf Siedlungen. Wilderei war an der Tagesordnung, Rinder und Hausbüffel weideten in den Wäldern. Schaller nutzte diesen Missstand und konnte bei seinen spektakulären Untersuchungen die Tötungsweise der Großkatzen genau beobachten. Er hörte das Knacken der brechenden Wirbelsäule und sah, wie der Angreifer das Gebiss ins Genick des Opfers ramnte.

Dass Büffel und Rinder im Kanha zur regelmäßigen Beute zählten, bedeutete in gewisser Weise die Verfälschung eines natürlichen Tigerlebens. Doch ließ sich dadurch ziemlich genau die Menge ermitteln, die sich Tiger beim Verzehr einer Mahlzeit einverleiben. Alle neun Tiere, die freilaufend zur Beute geworden waren und danach

begutachtet wurden, wiesen eine zerfetzte Kehle auf; zwei oder drei hatten außerdem einen Genickbruch. Das bestätigte die direkten Beobachtungen, wonach Nacken und Kehle bevorzugte todbringende Angriffspunkte waren. Lähmende Bisse in die Gliedmaßen, die die Überwältigung großer Beutetiere hätten erleichtern können, schloss Schaller dagegen dezidiert aus.

Die Beute wird üblicherweise zunächst an einen abgeschiedenen Ort getragen oder gezerrt. Erst danach beginnt der Verzehr. Dies alles geschieht gewöhnlich in der Nacht. Tagsüber sind Tiger relativ inaktiv. Sie ruhen etwa auf dem Bauch oder Rücken liegend an einem schattigen Platz oder bei Hitze gern in einem Tümpel eingetaucht, strecken und lecken sich oder inspizieren ihr erlegtes Opfer.

Bis hierher mag der Tiger die gängige Vorstellung vom grausamen Fleischfresser bedienen. Doch im Kanha-Reservat erwies sich die vermeintliche Bestie unter ihresgleichen als erstaunlich friedfertig. Zwar gehen Tiger grundsätzlich allein auf die Jagd. Nachdem die Beute erlegt ist, finden sich allerdings oft mehrere am Riss ein und laben sich, ohne dass es zu ernsthaften Auseinandersetzungen kommt. Auffallenderweise hatte in Schallers Untersuchungsgebiet nur ein einziges voll erwachsenes Tigermännchen seinen Wohnbezirk. Dies spricht dafür, dass männliche Tiger keinen Geschlechtsgenossen dauerhaft in ihrem Umkreis dulden. Dagegen registrierte Schaller etliche Tigerweibchen und Jungtiger in der Gegend. Einmal notierte er eine Episode im Umfeld eines Büffelkadavers, in der das kleinste von vier jungen Tigern seinen Kopf am Hals des anwesenden Tigermännchens rieb. Anschließend gingen beide zum Kadaver und fraßen daran. Zuvor hatte die Mutter ihre vier Jungen zu dem von ihr erbeuteten Büffel abgeholt. Die Pflege der Jungen liegt ganz in der Obhut der Mutter. Sie sind selbst nach mehr als einem halben Jahr von ihr vollkommen abhängig, und auch mit zwölf Monaten dürfte sich ein großer, vielleicht der größte Teil des Nachwuchses nicht selbst versorgen können.

Die Alltagsbedürfnisse des Tigers fasst Schaller kurz und bündig

so zusammen: Er braucht Nahrung, Wasser und Deckung.⁵ Es versteht sich von selbst, dass Schallers Fallstudie kein allgemein gültiges Bild vom Leben dieser Raubkatze abgeben konnte. Diesen Anspruch erhob der Feldforscher auch gar nicht. Er selbst legte Wert auf die Feststellung, dass das anpassungsfähige Tier nicht allein in waldreichen Gegenden zu Hause ist. Vielmehr findet es sich gleichermaßen in feuchtheißen Mangrovensümpfen, Schilfmooren und wüstenartigen Steppen zurecht, ja sogar in kalten Nadelwäldern mit meterhohem Schnee während des Winters. Früher vom Kaspischen Meer bis nach Bali verbreitet, besiedeln Tiger heute noch Indien bis Sumatra und Sibirien. Schon im Aussehen bestehen Unterschiede in Farbgebung, Streifung und Größe, wobei die indischen Vertreter mehr als drei Meter messen können.⁶

Männliche wie weibliche Tiger setzen Duftmarken, indem sie offenbar eine Mischung aus Harn und dem Sekret der Analdrüse versprühen. Sie stellt wohl eine Art Fernkommunikation der weitgehend einzelgängerisch agierenden Individuen dar. Beispielsweise müssen die Geschlechter zueinanderfinden. Wie bedeutsam der strenge, moschusartige Duft im Sinnesleben eines Tigers ist, lässt sich am Flehmen, einer speziellen Form der Geruchskontrolle, erkennen. Dabei beschnüffelt das Tier mit einer charakteristischen «Grimasse» mit heraushängender Zunge und mit gebleckten vorderen Zähnen das versprühte «Parfüm». Auch der Kot wird auffällig platziert und nicht etwa wie bei Hauskatzen zugedeckt. An den Harn- und Kotstellen finden sich häufig auffällige Kratzspuren. Außerdem scharren die Tiere mit den Hintertatzen tiefe Furchen in den Boden, augenscheinlich ebenfalls zur Markierung. Während wir Menschen die optische Kennzeichnung im Wohnbezirk leicht nachvollziehen können, erscheint uns die intensive, geradezu physisch direkte Geruchskontrolle eher befremdlich oder gar widerwärtig. Schaller griff eine Hypothese von Rosemarie Wolff und Paul Leyhausen⁷ auf, einem früheren Schüler und Weggenossen von Konrad Lorenz und damals die Autorität der Katzenforschung. In der Wildnis könnten demnach

die umherstreifenden Artgenossen die Duftmarken zur Abschätzung nutzen. Ihr Motto bei frischem Duft: Vorsicht ist geboten, die Begegnung mit einem fremden Tiger droht, geh nicht weiter. Bei etwas älterem, etwas abgestandenem Aroma hieße die Maxime: Geh weiter, aber mit Vorsicht. Und schließlich bei altem Duft sollte die Parole gelten: Geh weiter.

Beeindruckend ist auch das akustische Repertoire des «Königs des Dschungels».⁸ Schaller notierte alles, was er aufschnappen konnte: vom Miauen und Bellen bis zu Stöhnen und Gebrüll. Zwar umfasst das Repertoire eine ganze Anzahl unterschiedlicher Geräusche und Lautäußerungen, doch insgesamt setzen die Raubkatzen ihr Repertoire sparsam ein. Lediglich bei einer einzigen Gelegenheit vernahm Schaller ein Schnurren, nämlich von einer Tigermutter, über die ihre Jungen im Spiel kletterten. Tierpsychologisch bemerkenswert erscheint mir ein charakteristisches mehrfaches «zu dumpfem Brüllen hin nuanciertes Stöhnen», stets nach gescheiterter Pirsch. Erschöpfung, Auflösung der Anspannung, gar Ausdruck einer «Enttäuschung»? In allen diesen Fällen hatten die anvisierten Hirsche den Beutefeind unmittelbar zuvor entdeckt.

Lehrstunden unter freiem Himmel

Ein faszinierendes Kapitel im Katzenleben ist ihre Körpersprache. Im Widerstreit zwischen Angst und Aggressivität erweist sich unsere Hauskatze darin als wahrer Verwandlungskünstler. Wie ihre großen wilden Vettern markiert sie ihr Wohn- oder Streifgebiet, soweit man sie nicht daran hindert. Zur Standarderfahrung einer Katze mit Auslauf, zumal einem streunenden Exemplar, gehören freilich auch Auseinandersetzungen mit Rivalen. Dabei zeigt sich der Ausdrucksreichtum der Spezies in voller Blüte. Körperhaltung, Kopf- und Ohrenstellung, die Positionierung des Schwanzes, gefällige Rückenlinie versus extreme Buckelbildung, geschlossenes oder weit aufgerissenes Maul geben Auskunft über die Verfassung der

Kontrahenten. Der bereits erwähnte «Katzenpapst» Paul Leyhausen erkundete Mimik und Posen im Detail.⁹ Ihm gelang es, die Überlagerungen aggressiver und Unterlegenheit anzeigender Ausdruckselemente in ein Kontinuum der Stimmungen zu übersetzen (Abb. 1.1). Dadurch war es nun möglich, bei genauer Beobachtung die unterschiedlichen Zustände zwischen eindeutiger Aggressivität und äußerster Angst abzulesen. Vor dem Hintergrund der großen Popularität und gesellschaftlichen Bedeutung sowie der leichten Verfügbarkeit kann es kaum verwundern, dass sich Forscher immer wieder von Katze und Kater fesseln ließen. So stellte ein französisches Team kürzlich in einer großen Gruppe gemeinsam gehaltener Katzen fest, dass die Stellung der Ohren über die Art der Begegnung zweier Individuen deutlich mehr verriet als die des Schwanzes.¹⁰ Noch aktueller ist die Studie eines Forscherduos, das in einer Katzenlounge in Los Angeles mit Videomaterial von nur rund drei Stunden nicht weniger als 276 unterschiedliche mimische Ausdrucksformen ermittelte.¹¹

Genauso wie den gewöhnlichen Hauskatzen stehen ihren mächtigen indischen Verwandten im unmittelbaren Umgang miteinander verschiedene sichtbare Ausdrucksformen zur Verfügung. Doch fiel Schaller auf, dass unter den Tigern des Kanha-Gebiets die Drohmimik stets nur in abwehrender Ausprägung zu beobachten war, niemals in der aggressiven Form. Selbst im Fall eines Angriffs war das so. Anders als man gefühlsmäßig vielleicht vermuten könnte, sind die Reißzähne bei der Defensiv-Drohung oft sichtbar. Dagegen bleibt das Maul beim aggressiven Drohen geschlossen.

Verhalten wie das «Mienenspiel» eines Tigers im Freiland zu Gesicht zu bekommen und in seinen Feinheiten zu erfassen, ist freilich ungleich schwerer als unter den Bedingungen eines Labors oder im Zoo. Dort kann man sozusagen in Wohnzimmeratmosphäre die Tiere im Käfig ungehindert beobachten. Im übersichtlichen Rahmen sind wieder und wieder die gleichen Handlungen zu sehen, womöglich von einer Kamera gefilmt und als Video nachträglich überprüfbar. Bei entsprechender Vorbereitung und Ausstattung von Gehege

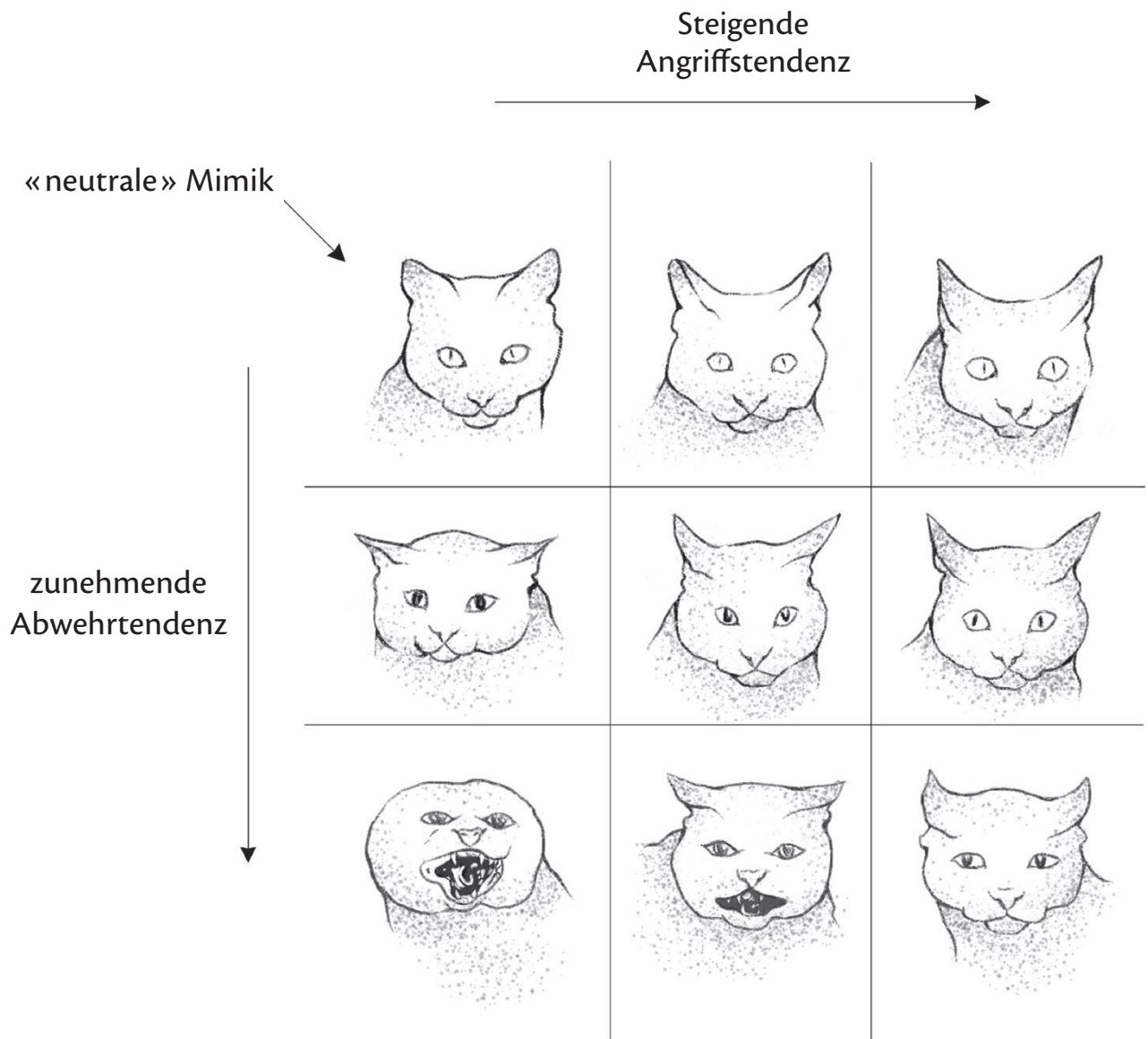


Abb. 1.1: Katzenmimik. Zeichnung von Yumi Takamatsu.
Nach Leyhausen (1956)

oder Versuchsraum lassen sich bestimmte Verhaltensweisen geradezu «hervorkitzeln», oder es sind gewisse Handlungsalternativen zu erwarten. Ganz anders in Schallers Indienstudie, wo Land Rover, Fernglas und Spektiv die Hilfsmittel die Ausrüstung bildeten. Vor allem aber ist hartnäckige Geduld die Devise. Und dann gibt es Sternstunden.

Einen solchen Glanzpunkt boten eine Tigermutter und ihre drei weiblichen zwölf Monate alten Töchter an einem Novembertag rund

um einen angepflockten Büffel Der gleichaltrige Bruder war schon nicht mehr dabei; er konnte sich offenbar bereits selbst versorgen.

Schaller wurde auf der Bühne der Wildnis serviert, worüber sich Lerntheoretiker und Kognitionsforscher seit Jahrzehnten den Kopf zerbrechen. Wie lernen wilde Tiere? Durch Beobachtung der erwachsenen Artgenossen? Durch eigenes Ausprobieren, also «learning by doing»? Durch das Spiel miteinander oder gemeinschaftliche Attacken? Oder durch alles zusammen? Die Indizien der Tigerstudie belegen jedenfalls einen herausfordernden, langwierigen Prozess, um das Beutemachen und das Geschäft des Tötens zu erlernen.

Um das Verhalten junger Tiger zu studieren, wurden nacheinander über mehrere Tage verteilt drei Büffel angepflockt als Köder präsentiert.¹² Die Tigerin hatte bereits den ersten Büffel getötet, die Leine zerrissen und die Beute ins Dickicht geschleppt. Bis zum anderen Morgen fand sich auch ihr (weiblicher) Nachwuchs ein, und eine andere Tigerin gesellte sich mit ihrem neunmonatigen männlichen Jungen dazu. Am Abend des gleichen Tages wurde der zweite Büffel angepflockt. Diesmal ergriffen zunächst zwei der Jungweibchen die Initiative.

Eine Jungkatze raste von rechts auf den Büffel zu und biss in dessen Bauchdecke, die andere packte oberhalb des linken Hinterfußes zu. Der Büffel fiel auf die rechte Seite. Die Tigermutter eilte hinzu, packte das umgeworfene Tier an der Kehle mit einem scharfen Ruck und hielt das Opfer am Hals fest. Kurz danach erhob sie sich, riss erneut am Hals und legte sich wieder hin. Nun umkreisten die Jungkatzen das Opfer. Eines der Jungen berührte mit der Nase die der Mutter, worauf diese den Kopf nach hinten riss. Noch drei Minuten lang fixierte sie den getöteten Büffel, dann erst ließ sie das Opfer los.

Zwei Tage später wurde am frühen Morgen der dritte Büffel präsentiert. Die drei jungen Tiger versammelten sich um ihn. Jedes Mal, wenn sich eine der Jungkatzen auf weniger als drei Meter¹³ näherte, griff er an. Schließlich stürzte die Tigerin auf ihn zu, packte ein Bein mit den Zähnen, drehte den Kopf scharf zur Seite und schlug mit der

Pranke nach dem anderen Hinterbein. Das Tier taumelte auf die Seite. Sie hielt das Opfer am Hinterbein, zog es rückwärts, zwei der Jungtiger bearbeiteten es – anscheinend wahllos – mit Bissen und Tatzenkratzern. Doch dann ließ die Tigerin – unvermutet – vom Opfer ab. Daraufhin rappelte sich der Büffel wieder auf, ein Junges fuhr mit den Krallen über das Hinterteil des Büffels. Die Tigerin umkreiste mit zwei Töchtern das leicht verletzte Tier. Plötzlich zog sie sich zurück. Währenddessen lagerten die Jungen in der Nähe. Der bislang nur leicht angeschlagene Büffel fraß und ruhte die nächsten Stunden, anscheinend ohne auf die in der Nähe befindlichen Tiger zu achten.

Um die Mittagszeit interessierten sich drei Junge erneut für den Büffel. Die Mutter war in der Nähe. Ein Junges versuchte ein Hinterbein zu packen, wich aber sofort aus, als er mit gesenkten Hörnern herumfuhr. Die Jungtiger umkreisten nun das Tier, sprangen nach vorne und wichen zurück. Halb niedergekauert wartete die Tigerin zunächst ab, rückte dann zweimal näher an das Tier heran, wich aber wieder zurück. Fünf Minuten später biss sie in ein Hinterbein, um den Büffel mit der gleichen Technik wie beim morgendlichen Angriff niederzuwerfen, fasste dann am Oberschenkel nach und zog das Tier zurück. Während sie den Büffel nach unten zu drücken versuchte, fielen die jungen Tiger über das Opfer her, schlugen Zähne und Krallen in dessen Hinterteil, Bauch und Rücken. Die Tigerin beließ die Vorderpranken auf dem Hinterteil des Büffels und hatte ihn unter Kontrolle.

Dann folgte neuerlich eine überraschende Wende. Die Tigermutter löste den Griff, sicherte kurz und ging weg. Der Büffel kämpfte sich wieder auf seine vier Beine, die Jungen purzelten herunter, doch jetzt attackierten die Jungen den Büffel, bis er zusammenbrach. Fünf Minuten später kehrte die Tigerin zurück. Sie riss so kraftvoll am Hinterbein des geschlagenen Büffels, dass der Baumstumpf brach, an dem er angebunden war, und zerrte das Tier sechs Meter weg. Die Mahlzeit konnte beginnen.

Das Vorgehen der Tigermutter gegenüber dem dritten Büffel hatte ihren «Teenagern» die Gelegenheit gegeben, das von ihnen noch nicht beherrschte Tötungshandwerk einzuüben. Schaller war offenbar Zeuge einer Pädagogik der Wildnis geworden. Anders als bei der üblichen einsamen Jagd vermied die Tigerin den finalen Tötungsakt; zweimal – genau genommen sogar dreimal – entfernte sie sich von dem bereits überwältigten Tier. Die nächsten Angriffshandlungen und den Schlussakt überließ sie den halb erwachsenen Töchtern. Besonders bemerkenswert war zudem die Tatsache, dass auch das neunmonatige Männchen der zweiten erwähnten Tigermutter in der Endphase an der Attacke beteiligt war – und so Erfahrung sammelte. Diese atemberaubenden Beobachtungen zeigen zumindest eine Möglichkeit, wie sich aus der behüteten und verspielten Tigerkindheit eine neue Lebensphase entwickelt. Denn mit dem Eintritt in das Erwachsenenleben beginnt auch für Tiere ein grundlegend veränderter Alltag, der im günstigen Fall bis zur Fortpflanzung und – im Fall der weiblichen Individuen – bis zur Aufzucht der nächsten Generation führt.

Was für den Feldforscher an Ereignissen nicht vorhersehbar ist, muss durch Fleiß, wie zum Beispiel unermüdliches Sammeln auch indirekter Hinweise und Belege, ausgeglichen werden. Eine Zeit lang genoss Schaller die Unterstützung durch einen Assistenten. Sie suchten nach Beutekadavern und bestimmten die Überreste anhand der zurückgelassenen Unterkiefer. In den eingesammelten Losungen wurden sogar die Parasiten erfasst. Stück für Stück trug Schaller die Mosaiksteinchen für das große Bild von der Raubkatze im Beziehungsnetz mit ihren Beutetieren, Konkurrenten, Parasiten und Aas fressenden Profiteuren zusammen. Die Funde boten auch einige Überraschungen. So legte der Nachweis einer bestimmten Bandwurmspezies nahe, dass auch Hasen zur Tigerbeute zählen. Ebenso wenig verschmäht die große Raubkatze Stachelschweine, die in den Losungen sogar mehrfach auftauchten. Und offenbar gehören auch Glimmer und Gras zur natürlichen Kost.

Die Kenntnis des Alltags eines Tieres bildet die Voraussetzung für ein möglichst umfassendes tierpsychologisches Urteil, zumal mit der Lebensweise spezifische Sinneswahrnehmungen einhergehen. Bleiben wir für zwei Beispiele beim Tiger und einem seiner potenziellen Beutetiere, der Hirschziegenantilope. Beide markieren sie geruchlich ihre Wohngebiete. Was machen diese Aromen mit ihnen? Eröffnen sie duftgeschwängerte Erlebniswelten? Oft reiben Tiger das Gesicht, gelegentlich die ganze Körperseite «freundlich gestimmt» an Kopf, Hals und Schulter des Artgenossen – übrigens wie unsere Hauskatze. Was geschieht beim Kontakt der empfindsamen Haare und Vibrissen? Selbst so primitive Organismen wie Bandwürmer, die etwa in der Dunkelheit der Tiger-Gedärme hausen, haben ihre eigene Umwelt und Wahrnehmung.¹⁴

Besonders deutlich wird die Bandbreite der Sinnesalternativen beim vergleichenden Blick auf die gesamte Organismenvielfalt in ihren jeweiligen Umwelten, in denen die unterschiedlichen Vertreter ihre sensorischen Stärken ausspielen: Sehen und Hören, Riechen und Schmecken, das Gespür für Kälte und Wärme, für Berührung, mechanischen Druck und feine Schwingungen. Viele Tiere, etwa die Vögel nutzen das Magnetfeld für die Orientierung, manche Fische elektrische Kraftfelder für Objekterkennung und in sozialer Hinsicht. Dieses Potpourri der Wahrnehmungsformen steht am Anfang des Lernens, von Intelligenzleistungen und emotionalen Regungen.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de